

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337451](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337451)

Das Ende.

Keine abgeschlossenen Kampfhandlungen mit deutlich erkennbaren Grenzen der Zeit und des Raumes vermag der Geschichtsschreiber im letzten Stadium des Weltkrieges mehr zu unterscheiden. Nur ein fortwährendes Wogen und Ballen in dem brodelnden Hexenkessel des Schlachtenfeldes ist zu beobachten. Die einzelnen Vorstöße, Großangriffe, Offensiven, Abwehrschlachten, Räumungen, Umklammerungen fließen ineinander zu einem unentwirrbaren Gemenge. Nur selten kennzeichnen Namen und Daten ausgezeichnete Höhepunkte im Ringen der Völker um ein Ende des Massenmordens. Ungezählt und vergessen sind die einzelnen Helden und ihre Taten, denn Persönlichkeitswerte verzeichnete dieser Massenmaschinenkrieg nicht mehr. Nicht nur der einzelne Streiter, auch ganze Verbände verschwanden vor der Größe des Geschehens.

Was sind uns Deutschen die Namen, die aus diesen Ereignissen noch herausragen, anderes als Erinnerungen an schmerzliche Verluste, an vergebens gebrachte Opfer, an zerstörte Hoffnungen und verlorenen Woffenruhm.

Wohl zeigt eine Zusammenstellung eben dieser Städtenamen von Klang, daß unsere Front dem Vordringen der Gegner lang und zäh Widerstand geleistet hat, daß die überlegenen Gegner ganze Wochen zur Rückeroberung von Gebieten brauchten, die einst in wenigen Tagen siegreichen Vorwärtstürmens von den Armeen Hindenburgs besetzt worden waren. So dauerte es mehr als sieben Wochen, bis die deutschen Truppen auf die Ausgangslinie der berühmten Märzoffensive zurückgeworfen waren. Gerade bei diesem Zurückgehen auf sorgfältig ausgewählte, altbewährte Grabensysteme blieb der Eindruck der Freiwilligkeit der Preisgabe verhältnismäßig wertlosen Geländes noch gewahrt. Die Loslösung vom Gegner gelang, eine wirkliche Verfolgungsschlacht wurde nicht geschlagen. Im großen ganzen trat gerade in jenen Tagen eine wirkliche Atempause an der Mitte der Westfront ein.

Zwischen dem 5. und 11. September folgten dann die sechs verbündeten Armeen den

auf die Hindenburglinie zurückgehenden deutschen Divisionen. Am Ende dieser Bewegung standen die Fronten einander wieder gegenüber wie im Frühjahr 1918. Zwischen Douai und Cambrai war es der Armee D'Yng geglückt, die Stützpunkte von Douant zu überrennen und in geschickter Ausnützung dieses Anfangserfolgs ein Keil bis auf Marquion vorzutreiben. Süden dagegen war der wichtige Damen noch fest in deutscher Hand.

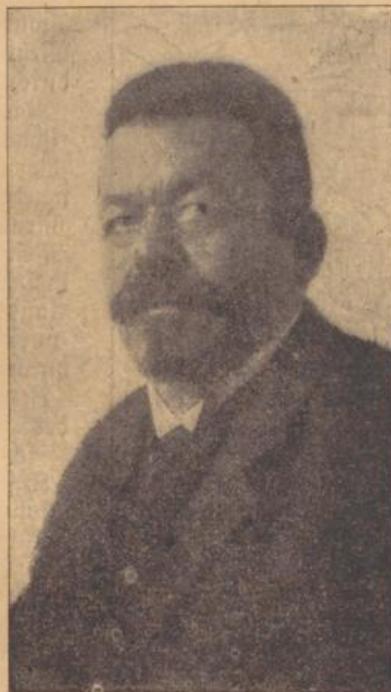
Die Ausmerzung der Beule von St. Mihiel erscheint im Zusammenhang der Nie und Dauer Schlacht zwischen Arras und Reims wie eine harmlose Episode. Sie führte am 13. September zur Kürzung der deutschen Front, die von nun an in der Schneekursprünglichen Keilbreite verlief. Im Norden zeigten dabei die Amerikaner ihren neuen zum erstenmal in eigenen Verbänden das Unternehmen von St. Mihiel billigermaßen den Auftakt zu der großgelegten Offensive in den Argonnen und beiden Seiten der Maas, die zwei Wochen später einsetzte und nach anderthalb Monaten mit der Besetzung Sedans ihr Ende fand.

Von zwei Stellen aus glaubte Koch Erschütterung der wiedererstandenen Hindenburgfront zunächst erzwingen zu können im Norden von Cambrai und östlich Soissons. An eine frontale Bewältigung dieser Sperre glaubte auf deutscher Seite niemand. So entbrannten denn an diesen Flügelpunkten ungemein schwere Kämpfe deren Abwehr von deutscher Seite das Bestgebot aller Kräfte erforderte. Aber auf den Flügeln zerschellten alle feindlichen Großangriffe, wenn man von unbedeutenden örtlichen Vorteilen absteht. Seit dem 13. September kämpfte die Armee Mangonzo erbittert um die Laffaux-Ecke und umrinnen die Hochfläche von Malmaison; nur sehr langsam kam sie ihrem Ziel, die Deutschen über dem beherrschenden Damenweg nach Reims näher. Erst am 11. Oktober räumten die Deutschen diesen Höhenrücken, zwei Tage nachdem im Norden Cambrai gefallen war und dadurch die längere Verteidigungsoffensive

ndenburglinie, die einen vollen Monat
en Anstürmen getrozt hatte, unmöglich
vorden war.

Unterdessen hatte Foch an zwei andern
gedehnten Strecken der Front beträcht-
liche Truppenmassen zur Zertrümmerung
des deutschen Heeres angelegt: Am 26. Sep-
tember brach ein gewaltiger Sturm der von
schwachen französischen Verbänden be-
setzten Amerikaner zwischen Maas und
Champagne los. Auf einer Breite von 70
Kilometern

Truppen verstärkten Armee um Ypern, und
am 30. September wurde die Armee Berthe-
lot zwischen Vesle und Aisne erneut ange-
legt. So dehnte sich jetzt die Großkampff-
front vom Meer bis nach Verdun, und
immer deutlicher wurde es, daß die Abwehr-
kraft der durch vier lange Kriegsjahre er-
schöpften deutschen Armeen dem Ansturm
dieser Massen in solch ungeheurer Aus-
dehnung nicht mehr lange werde widerstehen
können. Der Rücktritt des Grafen Hert-



Reichspräsident Ebert.



Staatspräsident Geiß.

unbedeutend. Seit diesen deutschen Verteidiger durch rasch
angezogene Reserven verstärkt werden.
und waren die Anfangserfolge der Amerikaner
sehr bescheiden, so brachte diese neue Ver-
änderung der Großkampffront für die
nach Ratsche Oberste Heeresleitung doch sehr
erhebliche Aufgaben, zumal nur einen Tag
vorher die Angriffe der englischen Armeen
bei Arras und Ypern bei Cambrai und Le Cateau
gefallen waren. Tags darauf begann auch noch die
offensive der belgischen, durch Plumer's

ling am 30. September und eine tiefgrei-
fende Umgestaltung der inneren Politik
des Reiches durch den neuen Kanzler, den
Prinzen Max von Baden, waren die Folgen
dieser Erkenntnis, ebenso das Waffenstill-
standsangebot, das am 5. Oktober an den
Präsidenten der Vereinigten Staaten, Wil-
son, gerichtet wurde.

Das Heer aber mußte weiterkämpfen.
Mit allen Mitteln wenigstens den vom
Gegner gesuchten Durchbruch zu verhindern,
das erschien als die wichtigste Aufgabe des

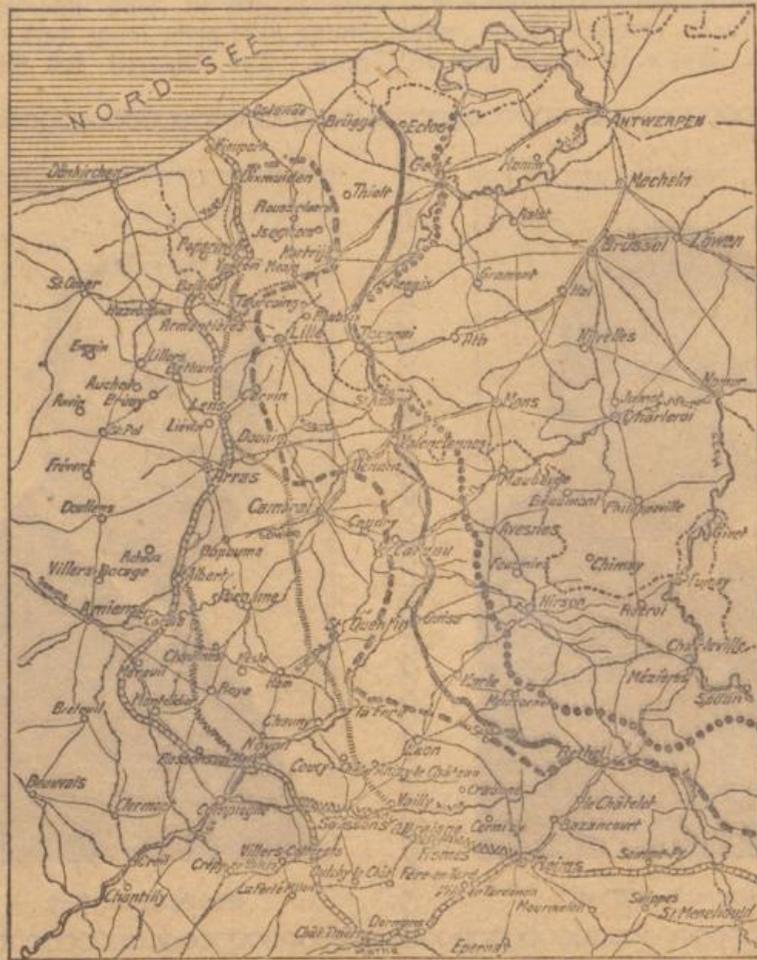
Augenblicks. Unabsehbar wären die Folgen gewesen, wenn es an irgend einer Stelle den feindlichen Massen geglückt wäre, durch eine klaffende Lücke der Front in den Rücken der Abwehrzone zu gelangen. Völlige Auflösung, ein unbeschreiblicher Wirrwarr, ein Zerfall der Wanderschlacht in Einzelkämpfe, das wären die ersten Folgen gewesen.

Selbst die Preisgabe wichtiger Eisenbahnknotenpunkte, großer Gebiete besetzter feindlicher Länder, auch unter Opferung wertvollen Kriegsmaterials und starker Nachhuten mußte dem Eindruck dieser drohenden Gefahr in Kauf genommen werden. So bedeutet die Beschreibung dieses in einzelnen Abzügen sich vollziehenden Rück-

zugs nichts anderes, als die Aufzählung verlorenener Städte, deren Namen einst Marksteine des Ruhmes und Sieges gewesen waren und deren Klang in diesem Zusammenhang in allen deutschen Herzen schmerzliche Gefühle auslösen muß.

Am 3. Oktober fielen Lens und Armentières, am 9. Cambrai, am 10. Le Cateau. Nun stand der Weg in die belgische Tief-

ebene und ins Tal der Sambre offen. Nur über dem auch die deutschen Stellungen in der Ent- Champagne geräumt worden waren, konnten die Gegner in der Frühe des 12. Oktoberlands in dem durch die Beschichtung stark beidigsten Vouziers einziehen. Der Fall von Laon am 13. Oktober kennzeichnet die Folge der Armee Mangin, die erst im Sum-



Die einzelnen Abschnitte des Rückzugs.

gebiet von Nancy, die deutsche Front wieder länger gehalten wurde. Mehr durch diese schwere Verluste wurde öffentlich Meinungsland durch unruhig durch alle Verhältnisse des schenke und Küstenlandes erkannt das bisher als Stützpunkt unserer U-Boote, aus und leicht Seefrachtsträfte ganz sonder Be- deutungen zugehabt hatte. Die belgische Offensive 28. September hatte nach und nach immer größere Stücke aus der deutschen Front ausgebrochen. Immer bedrohlicher wurde die Ausdehnung der Einbruchsstelle. Nach Rousselaere und Menin folgte am 16. Oktober der Fall von Thourout, und damit kam die Küstenfront in Gefahr, hinrichteten weniger Tage von ihrem einzigen Rückzug

ffen. Man über Brügge abge schnitten zu werden.
 en in r Entschluß, die Dünenstellungen zu
 ren, kommen und damit die dauernde Bedrohung
 12. Oktoberlands zu beseitigen, mag an leitender
 ark beje
 Fall v
 et die G
 im Sum
 gebiet d
 Souche
 Eijonn
 wieder
 länger
 Zeit au
 gehalten
 wurde
 Mehr e
 durch d
 diese
 schwere
 Verlust
 wurde
 öffentli
 Meinun
 in Deut
 land b
 unruhig



Marie von Lille und den großen Industriestädten.
 durch alle schwere innere Kämpfe gekostet haben.
 Verlustsächlich war auch der Eindruck, den die
 des belricht der Preisgabe von Ostende, von
 ichenle und Douai am 17. Oktober in der
 Küstemat machte, geradezu erschütternd. Jetzt
 landes erkannten auch jene Optimisten, die
 das bismer noch in Eroberungsplänen geschwelgt
 als Stuten, daß die Stunde des Verzichtens ge
 punkt lagen hatte. Auch Brügge und die
 unferhen Industriestädte Tourcoing und Rou
 U-Boog, aus denen einst unermeßliche Mengen
 und atwollster Rohstoffe für die deutsche
 leichtegsindustrie herausgeholt worden waren,
 Seesireh sie gingen verloren. Zunächst glaubte
 kräfte en die Schelde- und Rhälinie halten zu
 ganz enen. Vergebens: auch die Kämpfe in
 sonder Scheldeniederung, um Valenciennes und
 Be. Stenah entschieden sich nach langem
 deutungen zugunsten der Alliierten.

ensive rrevolutionärer Geist geht durch die deut
 nach immn Reihen. Die Wühlerei in der Hei
 Front lt erreichen jetzt auch das festgefügte Heer
 cher wurFeindesland. Der Gedanke, den Krieg
 stelle. Ach Waffenstreif zu beendigen, gewinnt
 am 16. Boden. „Streibrecher“ müssen sich die
 und dampfen schelten lassen, die in ernstem
 he, hinrichtbewußtsein zur Front marschieren
 n Rückzu kämpfen. Dazu das eintönige, immer

wiederholte „Zurück“. Schwer lastet diese
 Zwangslage auf der Stimmung der Truppen.
 Noch glauben freilich die Führer an eine
 Abwehr der drohenden Zerschmetterung.

Auf der Linie Antwerpen—Namur—Se
 dan—Stenah hofft man noch einmal mit
 alter Sicherheit und Ruhe festen Fuß fassen
 und einem Weiterfluten der Tod und Ver
 derben bringenden Angreifervellen Einhalt
 gebieten zu können. Verzweiflungskämpfe
 wären an dieser neuen Abwehrfront die
 Folge gewesen, ein erbittertes, blutiges
 Ringen, um den deutschen Diplomaten und
 Politikern eine letzte Frist zu schaffen zum
 Verhandeln und Festlegen ehrenvoller Be
 dingungen. Da kamen die Kieler Meuterei
 und der Ausbruch offener Revolution im
 Innern Deutschlands. Das zwang zu
 raschen Entschlüssen. Es blieb keine Zeit
 mehr zum Markten und Feilschen. Die er
 drückenden Bedingungen des Waffenstill
 standes mußten im Wald von Compiègne
 von den deutschen Unterhändlern am 11.
 November ohne jede Milderung angenommen
 werden. Von 11 Uhr vormittags ab ruhten
 die Waffen, nachdem kurz zuvor Gent, Tour
 nai, Mons, Raubenge, Hirson, Charleville
 und Mouzon vom Gegner fast kampfslos be



Die Westfront beim Abschluß des Waffenstillstandes am 11. November 1918.

seht worden waren. Dem aus den Trüm
 mern des Weltkrieges und der Revolution
 neu erstehenden Deutschland verblieb nur der
 Glaube an zwei Phantome: an eine Welt
 revolution und an die 14 Punkte Wilsons.

Die Klust im Innern.

Nicht der Kampf um die Person des Kaisers, sondern das Ringen der Volksmassen um Gleichberechtigung einer kleinen Gruppe imperialistischer Herrenmenschen gegenüber hat die Kraft des deutschen Volkes im Innern verzehrt und aufgebraucht. Enthüllungen, die niederdrückend wirken müssen, aber in allen Kreisen sehr beachtet zu werden verdienen, veröffentlicht A. Fendrich in einem Buch: „Die Klust“, bei der Franck'schen Verlags- handlung (Stuttgart). In diesen persönlichen Ausführungen gewinnen jene unheilvollen Mächte der inneren Zersetzung Gestalt und Leben, und mit Spannung verfolgt man den tapferen, aber vergeblichen Kampf, den ein einzelner Volksmann gegen sie vier Jahre lang geführt hat. Einige kurze Abschnitte und Bruchstücke aus dem hochinteressanten Briefwechsel, den das Buch ausführlich wiedergibt, sollen hier zur Kennzeichnung des für den Abschluß des Weltkriegs so entscheidenden Konflikts wiedergegeben werden:

„Nachdem ich bei den maßgebenden Männern der Zivil- und Militärbehörden nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich ein Einspänner in der Partei und ein Offizier ohne Truppen sei, bat mich der Kanzler Bethmann-Hollweg zu sich. Er war das einzige Stück Gesamtvoll, das ich in einem hohen Reichsbeamten während der ganzen Kriegszeit verkörpert sah. Bethmann unterschied sich von manchen andern klugen Männern in Berlin sofort dadurch, daß er mich nicht aushorchen oder befehlen, sondern sich unterrichten wollte. Er ging gleich aufs Wesentliche los. Seine erste Frage war: „Was müssen wir tun, um das Vertrauen des Volkes, besonders der Sozialdemokratie, wieder zu gewinnen?“ Er sah die Klust und unterschätzte sie nicht. Meine Antwort konnte kurz sein. Sie lautete: „Alle Soldatenmißhandlungen unmöglich machen und an der Front alle berechtigten Gründe zu Klagen aus der Welt schaffen; zweitens die preussische Wahlreform durchsetzen und zwar so rasch wie möglich!“

Der Kanzler nickte nachdenklich und war verwundert, daß ihm tags zuvor der Abgeordnete Heine dasselbe gesagt hatte. Wie

außerordentlich einfach die Dinge lagen, sah damals selbst dieser weitblickende Staatsmann mit seinem starken Sinn für mentarvorgänge im Volke nicht. Sein Wuchs erst mit dem Krieg. Dann ging Wille den richtigen Weg, langsam aber Aber es fehlte ihm an Rückhalt. Die hasten ihn. Das ganze Offizierkorps offen oder geheim sein Feind, wie ich darauf an der Front sah. Die Sozialkraten hielten sich wohlwollend ab. Nur wenige ihrer Abgeordneten verfehlten und arbeiteten auf eigene Faust im wärtigen Amt; später auch in andern So standen drinnen im Land hohe zwischen den Männern, die ehrlich Hände hätten ineinander legen müssen, draußen raste der Weltkrieg. Der sprach darüber nicht ohne einige Über als ich ihm sagte, der Kaiser müsse den radikalen Anfang mit der Die Parung des Volkes machen; er habe Rede vom 1. August vom Schloßbalforab erklärt, daß er allen vergehe, die beleidigt hätten; als Christ müsse er aber auch den zweiten Teil dieser halten und — alle die um Vergebung — und deren waren es wahrlich nicht —, die er beleidigt habe, — — da Kanzler seine Brauen sehr hoch. Trotschied ich nach zehntägigen Unterred in Berlin in der Hoffnung, daß die sich doch vielleicht ausfüllen ließe.“

*

„Am 31. April traf ich im Hauptquartier in Charleville ein. Sa der meine eigenen Hemmungen und die ihnen Raum gestatteten, sind meiner danken und Eindrücke aus diesen niedergelegt in meinem ersten Das Ergebnis meiner sehr langen redung mit dem Kaiser steht natürlich darin. Es hieß: „Dieser Mann wäre schwer zu gewinnen!“ Der Kaiser nicht seine bösen Reden, lobte aber in Tönen die Sozialdemokratie an der und besonders seine aus Thüringer

*) Mit dem Auto an die Front (Stuttgarter Franck'sche Verlags- handlung, geb. M. 2.—).

demokraten bestehende Leibwache, so daß die Absicht deutlich war, Vergangenes auf eine allerdings billige Art zu verwischen. Der Kaiser war während der Unterredung geistlich, gelegentlich auch taktlos, aber von einer erfrischenden Aufrichtigkeit, an der auch ich es nicht fehlen ließ. Während einer Viertelstunde über ernst religiöse und gemäßigtere intime Fragen seines Seelenlebens war er von einer echten und fast kindlichen Demut in der Sprache. Ich mußte immer wie ich in das Wort des jetzigen Ministerpräsidenten von Württemberg und Historikers Blos über ihn denken: „Eigentlich hat er immer gegeben!“ Ich bin auch heute noch der Meinung, daß mit Bethmann zusammen

ander die Sozialdemokratie es fer-
der heilig gebracht hätte, den Kaiser
hohe Mägen die Militärpartei ein-
ehrlich utreisen. Fast 3 Jahre lang
müssen, at der erste Kriegskanzler
Der Kaiser-Junker- und Alldeutschen
e Mägen aus der Umgebung
Kaiser Wilhelms II. ferngehalten.
Die Partei kam dem einsam
und schwer kämpfenden nicht
u Hilfe. Man kann sogar
agen, daß sie ihn in letzter
Stunde fallen ließ. So hat
te, ohne es zu ahnen, dem
Mann in den Sattel gehol-
en, der Deutschlands Ver-
ängnis wurde.“

„Wenige Tage vor dem
Sturz des Kanzlers war
h noch einmal in der
Wilhelmstraße. Die Rede kam unter an-
im Gierem auch auf den fast unversieglischen Haß
ein. Sa der Sozialdemokratie gegen den Kaiser.
Ich erinnerte an die zahllosen Reden des Kai-
meiner aus früheren Jahren und nannte da-
iesen Wei besonders die Vielefelder Zuchtlausrede.
Frontth würde mich nicht wundern“ — ant-
angen Wortete der Kanzler — „wenn bald wieder
natürlich Reminiszzenzen daran kämen!“ Der Geist
nn wäre er Schwerindustrie und Ludendorffs hat-
iser wider schon gesiegt. — Gerade in den Tagen
aber in der Kanzlerkrisis hatte der General Gröner
an der zu den Reichskanzler einen „Entwurf über
inger Sie Notwendigkeit eines staatlichen Eingriffs
ar Regelung der Unternehmerrgewinne und
ont (Stu
W. 2.—)
Arbeiterlöhne“ eingereicht, die unterdessen

auch einer beschränkten Doffentlichkeit zu-
gänglich geworden ist. Nicht lange darauf
wurde der mißliebige und weitsichtige und
stark sozial empfindende General von einem
Tag auf den andern von der Leitung des
Kriegsamt's an die Front versetzt. Die
Vaterlandspartei begann mit ihren Glocken
zu läuten.“

„Das Ende des Jahres 1917 und der An-
fang des Jahres 1918 brachten die ersten
ernsten Wetterzeichen in Berlin. Die Für-
sten wurden unruhig. Die alte Großher-
zogin von Baden ließ mich zu sich bitten.
Mit wenigen von den hohen Herrschaften
bin ich zu einem so ernstern Gespräch ge-

kommen, wie mit dieser be-
deutenden Frau. Sie wollte
gerne genau und schonungs-
los wissen, wie die Arbeiter
über den Kaiser dächten.
Ich habe es ihr in einer
Weise gesagt, daß sie es
ihrem Neffen immerhin hätte
mitteilen können. Ich weiß
nicht, ob sie es getan hat.
Jedenfalls habe ich, um mein
Ziel doch zu erreichen, von
dem Gespräch Mitteilung an
den letzten und von mir
hochverehrten Berater des
Kaisers aus der Bethmann-
zeit, Admiral von Müller,
gemacht. In der Antwort
darauf hieß es unterm
1. Februar 1918:



„Der hat's geschafft.“

„... Ich habe dem
Kaiser nichts von dem
Gespräch mit der Großherzogin von Baden
gesagt und Ihre gewiß zuverlässige Ansicht
über die Beurteilung des Kaisers seitens
der Arbeiter. Sonst bin ich gewiß nicht da-
für, mit bitteren Dingen hinter dem Berge
zu halten. Aber gerade in dieser aufgereg-
ten und schweren Zeit hätte ich mehr Schad-
den wie Nutzen geschaffen. Zudem wäre es
doch ein Eingriff zum mindesten in die poli-
tische Stimmung gewesen und dazu bin ich
nicht befugt.“

Die Märzoffensive begann. Als aber das
letzte Aufrecken des müden und morschen
Heeres versagte, da wurde das alte Preußen
rein toll. Wahrhaftig mitten in der
Erschütterung über die großen

Rückschläge kündigte der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, der sich bei Kriegsbeginn aufgelöst hatte, seinen Wiederzusammentritt an. Dazu setzte ein „Bund der Kaiserstreuen“ mit einer geradezu irrsinnigen Heße gegen die Partei ein.“

An Prinz Max am 19. 9. 18: ... Ich weiß nicht, wieviel in der Essener Kaiserrede vielleicht durch meinen Brief mitbestimmt war. Das ist auch gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß sie gehalten worden ist. Es war eine neue Sprache, ein neuer Ton, und wenn sie auch hätte kürzer sein dürfen und sich zum Teil in Gedankengängen und Formen bewegte, auf die jetzt keines der Menschenohren gestimmt ist, für die sie bestimmt war, so war sie doch eine Wohltat und der Schluß war mitreißend und prachtvoll. Warum aber hört man nicht einen ehrlichen, mutigen Volksmann, bevor solch eine wichtige Rede gehalten wird?



Nach schweren Kämpfen im Notquartier.

Das wenigst Geschickte war Essen als vor Sommer. Das ist zu hypothekenbelastet für alle Zukunft die es in der Rede zu erreichen galt. (madeten

Großherzogliche Hoheit, ich befürchte Blick wir wir könnten einmal schwer zu Schaden daß auch men, nur weil man unter den Fürsten usammen bei den regierenden Kreisen Wesentlich zu und Unwesentliches nicht auseinander haucht.“ kann. Soeben lese ich einen zweifellos inuch für rierten Artikel, wo erklärt und gerechönnen, tigt wird, daß der Kaiser gerade in Sie gütig sprach, wo so viele, ganz andere Reden gehalten wurden. Die beste, ja notwen Niemo Korrektur wäre, wenn der Kaiser nun tut er e in einem süddeutschen Betrieb spräche, hielmehr schlichter und noch einfacher. Dann vollten f

auch Essen se Glück ga Zweck erreicht. anderer etwa Opel in Rümpel eine heim oder in einem hätte, f großen Mannhe liebe, gü Werke. Das sind and für vieleVorschläge. Menschen ich glaube nicht, die Best z. B. Herr Hecht, tattete, es schon fünf Win weil nie nach zwölf ist, zönnte, darum rede ich. and me Handeln liegt inderieg de dern Händen. Kampf glaube auch O die Deutschlands sch Glück fl sten Stunden an Neberger Weg vom inn die sonn hen leb wie in allem.“

+ + + **Es war einmal . . .** + +

Vater las am Küchentisch seine Zeitung. Die beiden Kinder aber kauerten am Herd zu Mutters Füßen, um die Wärme des ach so spärlich genährten Feuers zu genießen.

„Erzähl' uns was! Mutti, ein Märchen! — Bitte, bitte!“ drängten und bestellten die Kleinen.

„O ihr Quälgeister,“ seufzte die Mutter und streichelte die blonden Locken Nudis und braunen Trudchens. So horcht denn zu:

„Es war einmal eine Zeit, da gab es noch Frieden im Land. In den Auslagen der Läden lagen die schönsten Sachen, die für das billigste Geld ohne Marken und Bezugscheine zu haben waren. Wenn der

Abend kam, strahlte die Stadt in eiskalt; da Lichtermeer, als wolle sie mit dem Ster „Ab himmel droben in Wettbewerb treten. Kleine M mals gab es noch reichlich Licht und Wä fertig.

Zu jener Zeit lebte eine gütige Fee. Fee, der Leuten unsichtbar, besuchte sie die Kämm „Ach, lein der Armen und die BruntgemächerVielleich Reichen. Doch welche Wunder: obwohl einmal Auge sie erblickte, wurde ihre Nähe „Nein jedem empfunden. Jedem weitete sich ja noch das Herz in der Brust, so sehr, daß er knicht f lich die Arme ausbreitete, als wolle er und T ganze Welt umfassen. Alles Trübe, Doch, W lende, Häßliche, das ihn vielleicht bedrückiger hatte, entflatterte, wie ein garstiger Du mu

Zeit und wenn die gute Fee, das Glück, nicht gestorben ist, so lebt sie noch heute.“

Der Vater war aufgestanden und küßte seine Lieben: „Stümmert euch nicht, Kinder. Solange noch ein warmes Mutterherz für euch schlägt, solange noch ein Vater sinnt, wie er euch die kommenden Tage etwas Lichter zu gestalten und eure Zukunft möglichst zu sichern vermag, solange Streit und Haß der Welt die sorgende Liebe für andere noch nicht erstickt hat, solange ist das Glück auch noch nicht tot.“

Es ist vielleicht nur krank, oder es schläft bloß, oder es geht in einem ganz einsamen Walde spazieren.

Wenn wir aber redlich bemüht sind, die Funken der Liebe in der Not der Zeit nicht verlöschen zu lassen, dann kommt wohl über Jahr und Tag eine Stunde, in der uns daraus eine reine, helle und lichte Liebe entgegenflammt. Dann wird das Glück sichtbarlich und lächelnd zu uns treten, wird uns die Hand reichen und uns um Einräumung eines Plätzchens an unserem Feuer ersuchen. Und solange die Menschen, durch die bittersten Erfahrungen einer furchtbaren Zeit belehrt, die heilige Blut der Liebe, Verträglichkeit und Duldung sorglich hüten, solange wird dann auch das Glück und nicht bloß zu flüchtigen Besuchen, sondern als täglicher Gast, unter ihnen weilen.“ R.

Aus den „Stuttgarter Blättern für Versicherungs-
wesen“, herausgegeben vom Allg. Deutschen Ver-
sicherungsverein A.-G., Stuttgart.

alle Zukunft aber tauchte sich für jeden so Bescheidenen in ein lattes, goldenes Licht; sein Blick wurde so froh, seine Mienen so heiter, daß auch ganz Fremde, mit denen er etwa zusammenkam, dies bemerken mußten und Wesentlich zuflüsterten: „Den hat das Glück bezaubert.“ Weil die Menschen nämlich für alles, auch für das, was sie nicht greifen und sehen können, einen Namen brauchen, hatten sie in Sie gütige Fee „Glück“ getauft.

Niemand wußte aber zu jener Zeit, wie gut er es eigentlich hatte. Alle wollten es vielmehr noch weit besser haben. Schließlich wollten sie gar, jeder für sich, immerfort das Glück ganz allein mit Beschlag belegen; kein anderer sollte es haben. Wenn da irgend- wer einen hierzu tauglichen Kerker gewußt hätte, so hätte er ohne Zögern die gute, liebe, gütige Fee ganz sicher darin eingesperrt und für immer gefesselt. So böse waren die Menschen! Und vor lauter Eifersucht auf die Besuche, die das Glück bei andern abtattete, vor lauter Gier und Selbstsucht und weil niemand dem anderen etwas Gutes Böses hätte, gerieten sie schließlich immer mehr in Krieg der Völker, der Zwist der Bürger, der Kampf aller gegen alle.

O die Toren! Sie wußten nicht, daß das Glück flieht, wenn Neid und Streit das Lebergewicht erlangen, sie wußten nicht, daß die sonnige Fee nur an den warmen Plätzchen leben kann, wo Liebe für Liebe sorgt, sie wußten nicht, daß in solchen Kämpfen, wie sie sie ausfochten, selbst der Sieger nur Unheil erntet.

Doch ins Bett jekt, Kinder! Es wird kalt; das Feuer im Herd ist erloschen.“

„Aber Mutti,“ krächte vorwurfsvoll der kleine Rudi. „Die Geschichte ist ja gar nicht fertig. Was ist denn nun mit der guten Fee, Fee, dem Glück?“

„Ach, mein Sohn, das weiß ich nicht. Vielleicht ist das Glück jetzt tot. Es war einmal . . .?“

„Mein, nein, Mutti! Du erzähltest uns doch ja noch gestern, daß gute Feen überhaupt nicht sterben,“ protestierte Rudi erregt. Und Trudchen mischte sich ein: „Du weißt doch, Trudchen, daß es zum Schluß in einem Märchen ganz anders heißen muß.“

Du mußt so sagen, wie sonst immer: Und

Offizierverluste.

Aus dem „Militär-Wochenblatt“ Nr. 75 entnehmen wir, daß bei Kriegsbeginn die Zahl der aktiven Offiziere 19 826 betrug. Im Kriege belief sich der Zugang des aktiven Offizierkorps auf 14 525 Personen. Von diesen sind tot 12 500 und vermisst (wahrscheinlich tot) 940 Offiziere, d. i. 39,2 Prozent; verwundet wurden 19 014, d. i. 55,5 Prozent. Die Gesamtverluste des aktiven Offizierkorps betragen mithin 94,7 Prozent. 29 230 Offizieren des Beurlaubtenstandes bei Kriegsbeginn steht ein Zugang im Kriege von 137 700 Personen gegenüber. Hier- von sind tot oder vermisst (wahrscheinlich tot) 24 124 (14,4 Prozent) und verwundet 32 339 (19,4 Prozent) Reserveoffiziere. Die Gesamtverluste betragen 33,8 Prozent.

Diese Zahlen, die den Verlustlisten entnommen und sicher eher zu gering als zu hoch gegriffen sind, dürften deutlicher als alle anderen Belege über die Tätigkeit und das Verhalten des deutschen Offizierkorps im Kriege Aufschluß geben. Von 100 aktiven Offizieren haben fast 95 ihr Blut für das Vaterland vergossen, also ihre Pflicht sicher voll und ganz erfüllt.

+ + + +

Rochus Kipfel.

Ein Drama in Briefen. Von Robert Scharl, München.

Der Infanterist Rochus Kipfel hatte wieder sein altes Leiden, das ihn jetzt beim Militär noch mehr plagte, als in seinem Zivilstand.

Er litt an Geldbeutelchwindsucht; seine Pumpquellen waren total versiegt. Seitdem er „beim Militär“ war, hatte er bei weitem nicht mehr den Kredit wie früher. Aus begreiflichen Gründen.

Und das war dumm. Blödsinnig dumm.

Er folterte sein Gehirn (wenn man diese Masse bei ihm so nennen durfte), um die Möglichkeit einer neuen Pumpidee zu erforschen.

Blötzlich durchleuchtete sein sorgenschweres Antlitz ein Blickstrahl. Er hatte eine Idee!

Dann ging er hin und schrieb einen Brief an seine Braut, die Leni, in Unterdempfung.

Liebe Leni!

Teueres Herzenskind!

Seid vierzehn Tagen bin ich königlich bairischer Infanterist und schreibe dir heute dieses. Ich hätte es schon früher mögen, aber der schwere Dinst macht mich so nied, das ich am Abend wie ein toder Leichnam ins Bett fall.

Meine Kammeraden sind alle soviel lustig und singen. Ich singe nicht, den ich fühl mich so alleinig und traurig, daß ich fast weinen tu.

Ich denke immer an dich, liebe Leni und an dein süßes Herz, den unser Unteroffizier schiganiert mich so. Viermal hat er schon zu mir gesagt ich währ ein Affenschwanz! Und das tut so wöh!

Auch in der Kantine wenn wir sind, ist alles fidell und pufiert mit der Köchin. Die kann ich nicht leiden, weil sie so ein eingebilbetes und fogetes Stadtfrauenzimmer ist. Sie heißt Centa und will scheint mit mir anbandeln.

Du brauchst nicht eifersüchtig werden. Ich mag diese dürrn, neimotischen Figuren nicht.

Entweder du, oder gar keine! Das geb' ich dir schriftlich.

Und wenn einmal die Cillitante, der alte gräusliche Reiddrachen abfragt, dann krieg ich ihr ganzes Geld und du wirfst die meininge Worauf ich mich schon sehr freue.

Ich bin furchtbar betrieht, liebe Leni, meine Kammeraden immer Geld ham u ich nicht, wo ich doch soviel brauchen köngeder hat sein Mädal in der Heimat ihm Geld schickt.

Und wenn ich dem Unteroffizir hin u wider eine Schweinsbaze geben könnnt da wär ich das letzte Mal ein Affenschwanz wesen.

Zimmer bin ich dein liebevoller Rochus liebe Leni!

Wenn du mir etwas Geld schiden kannst so wär's mir recht.

Die Tante dieses Scheissal schickt ja d nichts!

Und jetzt schlüße ich, den es kommt Nacht mit ihren Schwingen

Rosen Lilien Nelken

alle drei verwelken

Stahl und Eisen bricht

aber meine Liebe nicht!

Dies wünscht dir dein liebevoller

Rochus Kipfel, Infanterist.

Dann schrieb er einen zweiten Brief seine Tante, die ehrsame Frau Cilli Buharter in Unterdempfung:

Liebe, gute Tante!

Zimmer wen die Nacht mit ihren Schwingen kommt, schlüße ich dich in me Gebet ein. Das Bild von dir mit dein lieben Ziegen, das du mir mitgegeben habe ich abends immer vor mir, den es währt mich vor die Versuchungen, den meine Kammeraden jeden Abend unterlig

Da ist gleich die Köchin von der Kantine die mich immer mit so hegerlichen Aug ansieht. Auch die Leni, das dumme Di hab ich aufgegeben.

Ich mag überhaupts nichts wissen me von die Mädels und werde mich ganz d himmlischen Liebe zuwenden.

Gestern war ich beim Beichten. Mei Kammeraden ham mich ausgelacht. Aber hab an deine guten Lehren gedacht und m vorgenommen, so wie du zu leben.

Liebe Tante, ich möchte für die Kirche Unterdempfung etwas zuwisteuern hab ab kein Geld nicht.

Sei so gut und schid mir zu diesem fromm Zweck ein paar Mark.

Liebe

nicht ich

Unteroffi

ngottlos

Und je

gekomm

Sterze

Ha

all

Li

ab

Dies

Und

schrieb e

Fräulein

Ge

Sie n

mir nid

auf mi

gemacht.

Sie f

mädaln

find.

Da is

Heimat

ie.

Was

Schon

gehehn

„Sie

Deffr

Ihres S

mich be

Ich g

wo ohn

Tante

will, da

sohl.

Abe

damit

Wenn

ein Lek

Geld

Den

Liebe

die Na

ich an

Liebe

Sonnt

Kasern

Soldat

Liebe Tante! Weis Miß'är ist gar nicht schön wenn man kein Geld hat. Die Unteroffiziere sind so grob und schimpfen gottlos und wollen immer geschmiert sein. Und jetzt ist die Nacht mit ihren Schwingen gekommen und ich muß schlafen, den meine Herze pfunzelt bereits.

Rosen Lilien Nelken
alle drei verwelken
Lust und Weltlichkeit zerbricht
aber Bravheit nicht!

Dies wünscht dir dein liebevoller Nefse
Rochus Rippel, Infanterist.

Und weil er schon einmal im Zug war, schrieb er noch einen Brief und zwar an das Fräulein Centa Maier in der Kantine:

Geertes Fräulein Centa!

Sie werden schon bemerkt ham, das Sie mir nicht gegenstandslos sind, den Sie ham auf mich einen unverwischbaren Eindruck gemacht.

Sie sind doch ganz anders als die Landmädeln die so ungeschlacht und grob gebaut sind.

Da ist zum Beispiel die Leni in meinem Heimatdorf die wo sich einbildt ich heirat sie.

Was gar nicht wahr ist.

Schon wie ich Ihnen zum ersten Mal gesehn hab, hab ich gewußt:

"Sie oder keine!"

Deffnen Sie mir doch die Zimmertüre Ihres Herzens und sagen Sie das Wort das mich beglückt und das heißt ich liebe dich!

Ich geb alles andre auf. Die Leni die wo ohnehin so gescheert ist und auch meine Tante den bigoden Neidtragen, die ham will, das ich wie ein Pfarrer so feisch bleim soll.

Aber ich muß der Tante doch schön tun, damit sie mich nicht enterbt.

Wenn sie aber einmal stirbt, dann wirds ein Leben wern! Ich bekomme ihr ganzes Geld

und meine liebe Centa dazu.

Denn Sie müssen die meinige werden. Liebes Fräulein Centa! Immer wenn die Nacht mit ihren Schwingen kommt, denk ich an Sie!

Liebes Fräulein kommen Sie am Sonntag um 9 Uhr auf die Nacht vor das Kasernentor damit ich Sie an mein treues Soldatenherz drucken kann.

Wir gehn dann ins Konzert und könnens dann unschenirt von unsrer Liebe reden.

Noch eins liebes Fräulein Centa!

Vielleicht bringen Sie fünf Mark mit. Ich bin die noch der Leni schuldig. Die schick ich ihr und dann bin ich frei und gehöre ganz allein nur Ihnen!

Und jetzt schließe ich, den meine Sehnsucht macht mich zu traurig. Bitte um Antwort.

Rosen Lilien Nelken
alle drei verwelken
Stahl und Eisen bricht
aber meine Liebe nicht!

Dies wünscht Ihnen Ihr liebevoller
Rochus Rippel, Infanterist.

Und nun kommt das Drama:

Rochus Rippel war beim dritten und letzten Brief schon sehr benebelt, was der Maßkrug, den er sich von seiner letzten Mark mehrmals füllen ließ, verursachte.

Rochus Rippel verwechselte die Auererts. Den Brief an die Leni erhielt das Fräulein Centa.

Den Brief an die Tante erhielt Leni.

Und den Brief an das Fräulein Centa erhielt die Tante.

Die Folgen:

Die Tante enterbte Rochus Rippel und vermachte ihr Vermögen der Kirche von Unterdempfung.

Die Leni strafte den Rochus mit stiller Verachtung und heiratete einen reichen Bauernsohn.

Das Fräulein Centa schrieb ihm einen Brief, der sich gewaschen hatte, und heiratete den Unteroffizier, der von nun an außer Affenschwanz noch viel schönere Titulaturen an Rochus Rippels Kopf schmiß.

Und Rochus Rippel? Was tat er, als sich zwei Tage nach Absendung seiner Briefe diese Geschehnisse abspielten?

Wieder saß er bei seinem funzelnden Kerzenlicht im Mannschaftszimmer beim wackligen Tische und bei einer Maß Gänsewein (er war total abgebrannt) und dachte über die Ironie des Schicksals nach. — —

Und die Nacht kam mit ihren Schwingen und fand einen in Tränen aufgelösten königlich bayerischen Infanteristen vor! — —

Und in den duftgeschwängerten Lüften des Kasernenzimmers hörte er es in seinen Ohren wie von Geistermund wimmern:

Rochus Rippel, Rochus Rippel,
Was warst du für ein Rippel!

◆ Deutsche Geschichte in tausend Worten. ◆

Im Beginn unserer Zeitrechnung saßen in Deutschland zahlreiche germanische Stämme, in dem waldbreichen Lande meist mit Jagd



Deutschland 919—1125.

und Viehzucht, weniger mit Ackerbau beschäftigt. Stark zersplittert und einander befehdend, wahrten sie doch Sprache und Freiheit gegen die eindringenden Römer. Doch rückten diese allmählich ihre Grenzen weiter über Rhein und Donau. Deutsche Krieger traten in wachsender Zahl in römischen Sold; der Handel entwickelte sich; Baukunst, Obst- und Weinbau und andere Kulturbetätigungen fanden Eingang; aus römischen Standquartieren in Regensburg, Passau, Mainz, Koblenz, Trier, Köln erwachsen Städte. Dann schlug die Woge der Völkerwanderung über den Grenzwall und warf das morsche Römerreich in Trümmer.

Von Westen erfolgte hierauf die erste staatliche Zusammenfassung. Der Merowinger Chlodwig gründet in Gallien das Frankenreich, dem auch die diesrheinischen Franken, die Alemannen, Thüringer und Bayern unterworfen werden, Karl d. Gr. überwindet die Sachsen und zwingt sie zum Christentum, das von den andern Stämmen zumeist schon angenommen war. Karl 800 vom Papst in Rom zum Kaiser gekrönt. Anfänge des Lehnswesens. Das Reich in Gaue und Hundertschaften geteilt, von Grafen verwaltet. Das Reich durch Grenzmarken gegen Avarn, Dänen und gegen die Slaven geschützt, die in der Völkerwanderung bis über

die Elbe vorgebracht waren. Als Karls Reich zerfiel, entstand 843 (Vertrag von Verdun) in Ostfranken das eigentliche Deutschland, wo die deutsche, d. h. die volkstümliche Sprache geredet wird und die Stämme allmählich ein gewisses Gemeingefühl erwerben.

Unter den schwachen Nachfolgern Karls d. Gr. Lockerung des von Ungarn und Normannen verheerten Reiches, das in die alten Stammesherzogtümer Sachsen, Bayern, Franken, Schwaben und Lothringen zu zerfallen droht. Den kraftvollen Herrscher aus sächsischem Hause, insbesondere Heinrich I. und Otto d. Gr., gelingt es, die Herzogtümer wieder zu vereinigen, die Ungarngefahr zu beseitigen und die Reichsgrenze über die Elbe zu führen; Nordmark (Altmark), Ostmark (Bautzen), Mark, Meißen und im Südosten die bairische Ostmark gegründet. Kaiserkrönung Ottos in Rom, die auch das oft erfüllte Ziel der nachfolgenden deutschen Könige bleibt. Die Königsmacht beruht auf den überall verstreuten, von Pfalzgrafen verwalteten Reichsgütern und auf dem Beistand der von der Krone ernannten Bischöfe.

Unter den fränkischen Kaisern erreicht die Kaisermacht einen neuen Gipfel: Burgund, Ungarn, Böhmen und Italien unter der sächsischen Lehnsoberhoheit. Scharfes Ringen zwischen Kaiser- und Papsttum, das unter



Deutschland 1648.

Heinrich VII. obsiegt und Heinrich IV. in Aquitanien zur Buße zwingt. Entwicklung des Schulwesens, besonders durch die Klöster

blühen von Handel und Gewerbe in den Städten wie von Kunst und Wissenschaft. Weiterhin Entwicklung des gotischen Bau-

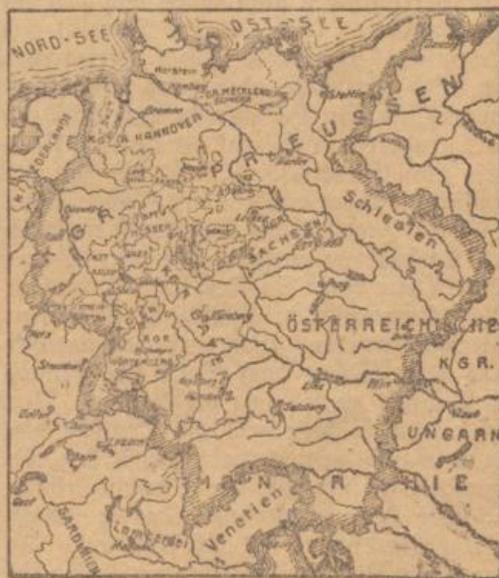


Deutschland 1813.

Glanzzeit des Rittertums (Kreuzzüge). Kaiserreich der Hohenstaufen verlegt seinen Schwerpunkt nach Italien, verliert die Kraft in beständigen Kämpfen mit dem Papst und den trotzig unabhängigen Stadtrepubliken (Welfen und Guelphen) und jagt Welt herrschaftsplänen nach. In Deutschland schwache Zentralgewalt. Kolonisation im Norden und Osten, besonders durch Heinrich den Löwen. Erstarkung der Herzogs- und Fürstenmacht (Tillich in Bayern, Welfen in Niedersachsen, Wettiner in Meissen). Blüte der Ritterburg (Walter v. d. Vogelweide, Wolfram v. Eschenbach, Nibelungenlied). In der letzten Zeit des Interregnums Verfall des Reiches. Selbsthilfe gegen entartendes Rittertum und Faustrecht. Viele durch Handel oder Handwerk (Zunftwesen) erstarkte Städte werden freie Reichsstädte. Die Hanse schließen sich unter Lübeck's Führung zahlreiche meist norddeutsche Städte zusammen und beherrschen Jahrhunderte lang die Ostsee. Lehensstädtebünde sowie auch Ritterbünde in Süddeutschland. Im Osten Kolonisation Preußens und der baltischen Länder durch den Deutschen Orden, die

Schwertbrüder und die Hanse. Die neuen Kaiser streben vor allem nach Gründung einer Hausmacht, so Rudolf von Habsburg in Österreich und Karl IV. in Böhmen. Nach der Bulle Wahl des Kaisers durch sieben Kurfürsten. Siege der Schweizer Eidgenossen über das österreichische Ritterheer. Die Schweiz reichsunmittelbar, scheidet bald aus dem losen Reichsverband. Seit 1438 Erbkaiser aus dem Hause Habsburg.

Um 1500 Beginn einer neuen Zeit. Die Entdeckung Amerikas weist dem Handel neue Wege und Quellen. Die Bervollkommnung der Feuerwaffen räumt mit Panzer, Burgen und Rittertum auf. Bildung von Söldnerheeren. Die Buchdruckerkunst macht die Geister freier und beweglicher. Die Reformation erschüttert den Autoritätsglauben. Ganz Deutschland von Luthers Flugschriften erregt. Der Bauernaufstand unterdrückt. Im Süden und Westen gewaltsame Gegenrevolution. Doch kann die hochgesteigerte Habsburger Kaisermacht die Landesherren, die den Protestantismus in eigenen Landeskirchen als Stütze benutzen, nicht bezwingen. Im Dreißigjährigen Krieg, der das Land furchtbar schwächt, kommen den Reichsständen Schweden und Frankreich zu Hilfe. Be-



Deutschland 1815 - 1866.

sonders kraftvoll wächst auf früher slawischem Boden Brandenburg unter den Hohenzollern zur protestantischen Vormacht heran.

Es wird Großmacht durch Friedrichs d. Gr. politisches und militärisches Genie, der, Oesterreichs Notlage ausnützend, Schlesien gewinnt, im Siebenjährigen Krieg Europa die Stirn bietet und durch die polnischen Teilungen sein Land durch Westpreußen und Posen abrundet. Die Ohnmacht des in Hunderte von Souveränitäten zerfallenen Deutschen Reiches tritt besonders nach Westen hin in Erscheinung, wo das frühzeitig geeinte und zentralisierte Frankreich, ein Stück nach dem andern losreißt: Burgund, Lothringen und schließlich auch das kerndeutsche Elsaß mit Straßburg.

Im Innern neben hoher geistiger Blüte nach dem Dreißigjährigen Krieg allmähliche Wiederhebung der wirtschaftlichen Lage, aber politische Unfreiheit. Zeit des aufgeklärten Despotismus. Nach der Französischen Revolution und der in ihrem Gefolge schreitenden Diktatur und Fremdherrschaft Napoleons (Zusammenbruch Oesterreichs und des Friederizianischen Preußens; Gründung des Rheinbundes unter französischem Schutz) wird die Leibeigenschaft der Bauern gänzlich aufgehoben und den Städten eine weitgespannte Selbstverwaltung gewährt. Aber das Volksparlament, vorher nur durch ständische Vertretungen angedeutet, das dem im Befreiungskrieg (Schlacht bei Leipzig) sich heldenmütig opfernden Volke versprochen war, wird ihm nicht oder ganz unvollkommen gewährt. In Burschenschaften, Schützen- und Turnvereinen glimmt der deutsche Freiheits- und Einheitsfunke fort, bis ihn der Revolutionssturm von 1848 entfacht. Schon 1806 hatte Franz I. von Oesterreich der deutschen Kaiserkrone entsagt; seit dem Wiener Kongreß war dann ein Deutscher Bundestag unter österreichischem Vorsitz in Frankfurt eingerichtet worden. 1848 versuchen Deutschlands beste Söhne dem Volke die Einheit und Freiheit zugleich zu verschaffen. Aus allgemeinen Wahlen geht die Deutsche Nationalversammlung hervor; jedoch den Regierungen gelingt es, der republikanischen Luftstände Herr zu werden. Das in sich gesplattene Parlament löst sich bald auf. In einer neuen Zeit der Reaktion erschöpfen sich die den Regierungen abgerungenen Volksvertretungen in meist vergeblichen Kämpfen. In Preußen wird Bismarck Ministerpräsident, der zuerst mit Oesterreich gegen Dänemark Krieg führt (Schleswig-Holstein von dänischer Herrschaft frei) und dann den lange

drohenden Bruch mit dem Bundesgenossen herbeiführt. Der schnell besiegte Gegner wird aus dem Deutschen Bunde hinausdrängt, und das durch Hannover, Hesse-Nassau und Frankfurt vergrößerte Preußen tritt an die Spitze des Norddeutschen Bundes. 1871 endlich nach Besiegung des schmachvollen Frankreich (Sedan) Gründung des neuen Deutschen Reiches unter dem Namen von Preußen als Kaiser.

Das durch Elsaß-Lothringen vergrößerte Reich wird seit 1871 immer schneller einem Ackerbau treibenden ein Industrie- und Niesenwachstum der Städte und ihrer Proletarierbevölkerung. Deutschland schließt zur Sicherung der gewonnenen Weltstellung die auch in großem vielversprechendem Loyalitätsbestiz zum Ausdruck kommt, mit Oesterreich-Ungarn einen engen Bund, dem Italien im Dreibund äußerlich beitrifft. Deutschlands gewaltige Militärmacht, zu der sich durch schnellem Aufbau eine starke Kriegszentrale, bewegt die andern Mächte, das seit 1871 nachgedürstende Frankreich, das wirtschaftlich neidische England und das panslawistische Rußland, zum Zusammenschluß (Einkreisung Deutschlands). So kommt es zu einem schwebeligen Spannung 1914 zum Entscheidungskampf, in dem Deutschland die Welt von Feinden vier Jahre lang widersteht, bis es, hauptsächlich durch die Hungertodesblockade des meerbeherrschenden Albion mürrt und nach dem Eingreifen Nordamerikas einer vielfachen Ueberzahl gegenüber stehend schließlich unterliegt. Im November 1918 entsagen der Kaiser und die übrigen deutschen Fürsten dem Thron, und es steht die deutsche Republik unter sozialistischer Führung.

Ein zeitgemäßer Ausspruch.

„Tief verächtlich machen wir uns dem Volke“, sagt einmal Fichte, „wenn wir vor den Ohren desselben uns, einer den anderen, die Dürre der Stämme, Stände, Personen, über unser gemeinsames Schicksal anklagen und einander gegenseitige bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen. Diese gegenseitigen Vorwürfe sind, soweit sie ungerecht sind und unnützlich, gleich äußerst unflug und müssen uns tief absetzen in den Augen des Auslandes, dem zum Ueberflusse die Kunde derselben auf andere Weise erleichtern und ausbringen.“ — Die Aussprüche des großen Patrioten paßt wohl auch für unsere Zeit.

Das
ort
haft.
staats
ewalt
er Sta
nd Gle
sieben
ffung:
ngelner
staatshe
le. Ar
er eine b
erricht,
ratie,
mitheit
er an de
eteiligt
on Ari
Politik
ilung
Schriften
entlich
elt sich
indurch
en polit
eueren
eine Rep
ristokra
tatisch
demokra
bricht
erschiede
1918 ent
den Ber
steht die
sozialist
adurch
ividue
nd Bef
erchtig
aben.
nonard
nd and
Verfassu
Die G
Benigste
*) Den
er Stro
demokra
erung a
stellung
nderint

Die geschichtliche Entwicklung der Demokratie.*)

†

Das aus dem Griechischen stammende Wort Demokratie bedeutet Volksherrschaft. Das Wesen der demokratischen Staatsform besteht darin, daß die Staatsgewalt verfassungsmäßig der Gesamtheit der Staatsbürger zusteht und daß Freiheit und Gleichheit herrscht. Die Griechen unterschieden drei Grundformen der Staatsverfassung: Die Monarchie, bei der ein einzelner Mensch die Staats Herrschaft ausübt, die Aristokratie, bei der eine bevorrechtete Klasse herrscht, und die Demokratie, bei der die Gesamtheit der (freien) Bürger an der Staats Herrschaft beteiligt war. Diese schon von Aristoteles in seiner „Politik“ aufgestellte Einteilung ging auch in die Schriften der Römer, namentlich Ciceros über, erst durch das Mittelalter hindurch und blieb auch in neueren Zeit erhalten. Eine Republik kann sowohl aristokratisch als auch demokratisch sein. Von einem demokratischen Prinzip spricht man, sobald die verschiedenartigen Interessen der sozialen Klassen und Berufsstände und die durch hervorgerufenen individuellen Anschauungen und Bestrebungen gleichberechtigte Geltung erlangen.

Dieses Prinzip kann auch bei einer monarchischen Verfassung verwirklicht werden, und andererseits bietet auch die republikanische Verfassung keine völlig sichere Gewähr für die Durchführung desselben.

Die Stadtstaaten der Griechen boten wenigstens in einzelnen Perioden die ersten

*) Demokratie heißt nicht sinnlose Herrschaft der Strolche und nicht Diktatur einer Klasse. Demokratie verlangt höchstentwickelte Staatsregierung aller Bürger und Bürgerinnen und Vorsehung des Allgemeinrechts vor jeglichem Sonderinteresse. Deutsche demokratische Partei.

Beispiele der Demokratie. Allerdings darf man nicht außer acht lassen, daß ein großer Teil der Bevölkerung der Rechtsfähigkeit beraubt und zur Sklaverei verdammt war und daß auch unter den mit politischen Rechten ausgestatteten Staatsbürgern keine völlige Gleichberechtigung bestand. In diesen demokratischen Staaten war also der Begriff der Demokratie nur in beschränktem Maße verwirklicht.

In der römischen Republik hatten zuerst die Patrizier die staatliche Macht in den Händen. Nach heftigen Kämpfen wurden durch das Emporkommen der Plebejer und durch die Erweiterung der politischen und der rechtlichen Machtbefugnisse der Volksversammlung das demokratische Prinzip in ausgedehnterem Maße verwirklicht, aber keineswegs restlos durchgeführt.

Im alten Deutschland hatten zwar alle freien Volksgenossen gleiches politisches Recht und gleiche Pflichten und der Schwerpunkt der Verfassung ruhte in der souveränen Volksversammlung, aber diese Versammlung war doch in der Hauptsache eine Gemeinschaft der Grundbesitzenden Hausväter, und neben diesen gab es zahlreiche politisch rechtlose unfreie und einflusslose Halbfreie. Schon früh übte bei vielen germanischen Völkern das Königtum einen beherrschenden Einfluß aus.

Das Mittelalter hindurch finden wir in Deutschland und den andern Ländern eine bunte Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Grundsätze. In den Städten kam erst nach langen harten Kämpfen das demokratische Prinzip zum Durchbruch. Meist waren es die Handwerker, die durch die Zünfte zur Macht gelangten, aber auch dann wurde den eigentlichen Arbeitern keine Gleichberechtigung zugestanden.



Rousseau.

Nach dem Gemälde von Latour.

Während auf dem Festland die absolute Monarchie herrschte, kam es zuerst in England zu einer gewaltsamen Umwälzung. Hier hatte unter dem fortschrittlichen Einfluß der Philosophie das Volk eine politische Revolution durchgesetzt, die schon 1689, gerade ein Jahrhundert vor der französischen Revolution, zur „Bill of Rights“ und damit zum Verfassungsstaat führte.

Aus England holte sich Anregung und Nahrung die französische Philosophie, die den Boden für die kommende Revolution vorbereitete, und aus England verpflanzte sich der Sinn für die politische Freiheit nach Amerika, das sich nach kurzem Besinnen für unabhängig erklärte und die Menschenrechte proklamierte. An dem Unabhängigkeitskampfe der Amerikaner nahmen die Franzosen lebhaften Anteil, und infolgedessen proklamierten auch sie die Menschenrechte. Man schwärmte für die amerikanische Freiheit und bejubelte die Unabhängigkeits-Erklärung vom 4. Juli 1774, an deren Spitze die folgenden Sätze standen: „Alle Menschen sind einander gleich; der Schöpfer gab ihnen unermessliche Rechte, das Recht des Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Glückseligkeit. Rechtmäßig ist nur diejenige Regierung, welche diese Rechte schützt. Erfüllt eine Regierung diesen Zweck nicht, so hat das Volk das Recht, sie zu ändern.“ Franklin, der Vertreter dieser Sätze, feierte in der ganzen privilegierten Gesellschaft und sogar bei Hofe wahre Triumphe, als er 1778 nach Paris kam, um Frankreich für die Sache der Amerikaner zu gewinnen, was ihm auch gelang.

Die französische Revolution von 1789 ging aus einer einzigen Idee hervor, die alle bis dahin herrschend gewesenen Anschauungen über das Wesen des Staatsorganismus und über das Verhältnis des Volkes zum Oberhaupte des Reiches über den Haufen warf. Diese Idee heißt: die Volkssouveränität.

Der mittelalterliche Staatsbegriff, wie er sich unter dem Einfluß des Christentums und der Feudalität entwickelt hatte, sah das Land als ein Privateigentum des Fürsten und das Volk als eine rechtlose Herde oder im besten Falle als eine Schar unmündiger Kinder auf, die dem Familienhaupte Verehrung und Gehorsam schuldet. Der ganze Gesellschaftsbau beruhte darauf, daß

man den Zufall der Geburt als eine unantastbare Rechte anerkannte. Der Bürger stand über dem Hörigen, der Mann über dem Bürger und hoch über aller der König, der seine übermenschliche Macht von der Gnade Gottes herleitete. Die soziale Rangleiter umstürzen wollten, sie freventlich gegen die von der Vorsehung selbst eingesetzte Weltordnung auflehnten.

Das war die allgemeine Weltanschauung, als plötzlich Jean Jacques Rousseau erschien und in seinem „Gesellschaftsvertrage“ der Theorie vom Gottesgnadentum die Volkssouveränität entgegensetzte.

Der neue Gedanke fuhr wie der Blitz die Massen, die sich in ihrem ersten Raumbuchstäblich als Könige fühlten und mit der Vorstellung der Souveränität, die Rousseau ihnen zuerkannte, auch die Vorstöße äußerer Ehren und der ganzen Macht verbanden, womit das Volk von jeher Person des Königs umgeben gesehen hat. In der Erklärung der Menschenrechte, Robespierre in der Gesellschaft der Jakobiner am 21. April 1793 vorlas, ist diese Definition des Volkes enthalten:

„Das Volk ist der Souverän. Die Regierung ist sein Werk und Eigentum. Die öffentlichen Funktionäre sind seine Bedienten. Das Volk, kann, wenn es ihm beliebt, seine Regierung ändern und seine Mandatare absetzen.“

Erst durch die französische Revolution kam die Demokratie zu einem vollen Durchbruche. An die Stelle der gesellschaftlichen Gliederung und der ständischen Vorrechte, wie sie sich geschichtlich entwickelt hatten, wurde mit einem Schlage die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit gesetzt. Allerdings stand man damals unter dem dritten Stande alles, was nicht zum Adel oder zur Geistlichkeit gehörte, also die Bürgerschaft und Arbeiter. In Wirklichkeit war es wesentlich die Bürgerschaft, die einen direkten Nutzen aus der Revolution zog, mal es damals noch wenig industrielle Arbeiter gab.

Unter dem Einfluß der französischen Revolution kamen im Laufe des 19. Jahrhunderts auch in den andern Ländern, besonders auch in Deutschland, dieselben Strömungen in der Gesellschaft und Vermögen zum Ausdruck. Die monarchische Gewalt wurde gesetzlich beschränkt,

Privileg
aufgehob
geführt,
weisen u
Die
noch v
Anwä
Baldeck
raten,
ein Bi
Forderu
Wir
recht, S
teuern
jebe
Das
freiheit
mals er
verlorer
erkämpf
sozia
alem u
Arbeiter
uchte u
verförp
reise
die bei
Rom
bei den
Demokr
Namen
eine an
In d
das W
beniger
in kur
vormer
Die
mitte
repräs
das W
Bahl,
ver St
währen
durch g
Welt k
ratic,
die repr
mokrati
Demokr
schwe
eich
en S
steht,
ganzlich

Privilegien des Adels und der Kirche wurden aufgehoben, das allgemeine Wahlrecht eingeführt, Gerichts-, Steuer- und Militärwesen umgestaltet usw.

Die Revolution von 1848 war noch vorwiegend eine politische, keine soziale Umwälzung. Damals bezeichnet Benedikt Waldeck, der Führer der preussischen Demokraten, die konstitutionelle Monarchie als sein Ziel. Er formulierte die damaligen Forderungen der Demokraten wie folgt: Wir Demokraten wollen das Urwählerrecht, Selbstgovernment, Gleichheit der Besteuerung und gleiche Rechte vor dem Gesetze."

Das Jahr 1848 brachte zwar vielfach eine freiheitliche Verfassung, aber viele der damals errungenen Fortschritte gingen später verloren und mußten dann mühsam wieder erkämpft werden. Daneben entstand die soziale Bewegung, die auch auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete für die Arbeiterklasse größere Rechte zu erringen suchte und auch vielfach erkämpft hat. So verkörperte sich die Demokratie für weite Kreise in der Sozialdemokratie, die bei einem Teil ihrer Anhänger zum Kommunismus wurde. Aber auch bei den bürgerlichen Parteien gelangte die Demokratie immer mehr zur Geltung. Namentlich war die Deutsche Volkspartei eine ausgesprochene demokratische Partei.

In den einzelnen Ländern entwickelte sich das Verfassungsleben bald mehr, bald weniger demokratisch, und deshalb sei hier in kurzer Uebersicht über die verschiedenen Formen gegeben.

Die Demokratie ist entweder eine unmittelbare oder eine mittelbare (repräsentative). In der ersteren regiert das Volk nicht bloß durch die Männer seiner Wahl, sondern es übt die wichtigsten Rechte der Staatsgewalt unmittelbar selbst aus, während es in der letzteren nur mittelbar durch gewählte Vertreter herrscht. Die alte Welt kannte nur die unmittelbare Demokratie, und deshalb wird diese die antike, die repräsentative dagegen die moderne Demokratie genannt. In der repräsentativen Demokratie, wie sie gegenwärtig in den schweizer Kantonen, in Frankreich und vor allem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht, ist das Volk die alleinige Quelle

aller Gewalt, doch erfolgt die Ausübung derselben durch die von ihm gewählten Vertreter.

In Deutschland hatten wir eine konstitutionelle Monarchie. Diese ist eine Verbindung der Monarchie mit demokratischen Gedanken, indem sie der Volksvertretung das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und das Budgetrecht einräumt, während dem Monarchen die Souveränität verbleibt. In diesem Sinne konnte man von einer demokratisch-konstitutionellen Monarchie sprechen. Es gab denn auch ausgesprochene Demokraten, namentlich in Süddeutschland, die an dem monarchischen Gedanken festhielten.

Die Revolution vom November 1918 hat in Deutschland die Monarchie beseitigt und die sozialistische Republik erklärt. Infolgedessen haben auch die bürgerlichen Parteien eine demokratische Richtung eingeschlagen und in der deutschen demokratischen Partei haben sich neben der Volkspartei auch die andern liberalen Parteien zusammengefunden. Wir erhalten jetzt Änderungen in unserem Verfassungsleben, wie sie kaum jemals in der Geschichte in so kurzer Zeit zur Wirklichkeit geworden sind. Es gilt jetzt, aus dem Deutschen Reiche, das durch Bismarck im großen und ganzen ein preussischer Obrigkeitsstaat geworden war, den deutschen demokratischen Staat zu schaffen, das Zentrum der Macht aus der Obrigkeit in das Volk zu verlegen. Es wird Aufgabe der Nationalversammlung sein, die hierzu geeigneten Mittel und Wege zu finden.

Blitzgefahr unter Bäumen.

Ein älterer Vers lautet:

„Von den Eichen mußt du weichen
Und die Weiden sollst du meiden,
Von den Nichten mußt du flüchten,
Doch die Buchen kannst du suchen!“

Da der Inhalt nicht ganz zutreffend ist und eine Warnung vor allzugroßem Vertrauen auf die Gefahrlosigkeit gewisser Baumarten, weil keine vom Blitzschlag stets verschont bleibt, notwendig erscheint, habe ich den Merksvers, wie folgt, geändert:

„Das Nadelholz, Eiche, nebst Pappeln und Weiden
Sowie auch den Birnbaum mußt durchaus du meiden;
Bei Hainbuche, Hasel, Kastanie und Buchen
Und auch unter Erlen magst Blitzschutz du suchen?
Doch hast du dein Leben nur etwas gern,
So hältst du dich von allen fern!“

Professor Dr. G. Raßner in der „Leipziger Illustr. Zeitung.“

♦ ♦ Heiteres von der Berliner Bürgerwehr. ♦ ♦

Ueber die Bürgerwehr, die sich 1848 gebildet hatte, sind von den Teilnehmern selbst mancherlei interessante Erinnerungen erzählt worden. So hat ein ehemaliger Reitenführer aus dem Potsdamer Viertel folgende Züge zum Besten gegeben, die geeignet sind, die schöne Gemüthlichkeit des damaligen Berlins zu illustrieren: Eines Abends, als ich die Wache am Potsdamer Thor bezogen, erschien ein Diener des Geheimen Justizrats Hefster und übergab eine ansehnliche Zahl belegter Butterbrote nebst 6 Flaschen Weiskbier mit einem Schreiben, worin Herr Hefster sich entschuldigte, daß er krankheitshalber nicht auf Wache ziehen könne. Die kameradschaftliche Gabe war kaum dem Diener abgenommen und zur feierlichen Verteilung beiseite gestellt, als abermals ein Diener in reich betretter Piroe ein von zarter Hand verfaßtes Billett überreichte, dessen Schreiberin ihr lebhaftes Bedauern ausdrückte, daß sie sich als Dame vom Nachtdienst ausgeschlossen sehe, in dessen doch auch etwas für das „Allgemeine Beste“ tun wolle und deshalb bitte, die beifolgende Kleinigkeit von ihr anzunehmen. Die Kleinigkeit bestand aus diversem Abendbrot und sechs Flaschen Wein. Nun, das wurde eine seltene Wache. In dem alsbald sich einstellenden Hochgefühl faßte die Wache den Beschluß, den geehrten Spendern schriftlich zu danken, und ein Fachmann, der mit auf Wache befindliche Journalist Reibthardt, wurde mit der Ausführung beauftragt, die er mit großer Geschwindigkeit bewerkstelligte. Tat es nun beim Herrn Geheimrat allenfalls noch die bescheidene Prosa, so war der schönen Geberin gegenüber noch etwas Gewährteres am Platze. Reibthardt bestieg spornreichs das Mosenroß und verfaßte folgendes Bürgerwehrgedicht:

Dank der edlen Geberin,
Die in zartem Frauenstimm
Nacht: das Leben auf der Wache
Ist gar eine schlimme Sache.
Dank für das, was sie geschickt,
Was die Mannschaft hat erquickt,
Darum steht der Posten feste
Für das „Allgemeine Beste“.

Ein andermal war ich wieder auf Wache gezogen und hatte Nummer 1 Posten vor Gewehr. Nr. 2, ein Bekannter, bat mich, für ihn die Nachtkunden zu schildern, er wollte sich das nächstemal revanchieren. Ich stand nun Nr. 1 und 2 ab, war aber noch nicht damit zu Ende, als Nr. 3 das Fieber bekam und nach Hause ging. Infolgedessen übernahm ich auch Nr. 3 und als ich dann um 11 Uhr „Herans“ rief, erschienen nur der Leutnant und teilte mir mit, daß die andern drei Mann sich fortgeschlichen hätten und daß auch von der Patrouille niemand zurückgekommen sei. In dieser Bedrängnis mußte ich die ganze Nacht allein Posten stehen, oder richtiger sitzen, denn der Leutnant hatte mir einen Stuhl herausgebracht. Da mag ich, meine Zigarre rauchend, wohl ein recht kriegerisches Bild abgegeben haben. Morgens

um 6 Uhr nahm der Leutnant meine Stelle und ich wanderte als Ordnungsmann mit dem Rapport nach dem Schloß, um bei meiner Nachtübernahme den Posten zu beziehen und bis 9 Uhr zu stehen. Für diesen eminenten Beweis „Standhaftigkeit“ wurde ich am Abend als „Bataillonsexercitieren mit der Würde eines Reitenführers“ bekleidet, da sich tags vorher solcher kraft eigenen Entschlusses nach Amerika beurlaubt hatte. — In dieser neuen Würde sollte ich auch erfahren, wie tief das weibl. Berlin in die Aufgaben der Bürgerwehr eingeweiht war. Beim Führen einer Patrouille kam mir eine andere entgegen; auf meinen Ruf näherte sich mir der Führer, wußte auf meine Frage nach Lösung und Feldzeichen keine Antwort zu geben. Ich forderte ihn mir zur Wache zu folgen, er weigerte sich machte schlechte Witze. Ein Konflikt schien vermeidlich, nur wußte ich noch nicht recht, ich ihn mit feinen zwölf Mann besiegen sollte da ich nur fünf Mann stark war. Da rief plötzlich eine Dame, welche in einem Ferner uns den Streit mitangehört hatte, mit gelber Stimme: Frankfurt! Friedrich! und der Führer beeilte sich, von dieser Rettung aus Höhe Gebrauch zu machen. Die Ruhe war gesichert. — Von anderer Seite wird weiteres Kuriosum aus jener denkwürdigen Zeit der Befehl mitgeteilt, den am 20. M. 1848 der Geheimrat Dr. Hummel den getrennten Charlottenburgern für den Fall ihres Einmarches in Berlin gegeben hat: „Wenn wir nach Berlin vorgehen — so lautet die Order soll keiner gleich zwei Mann auf einmal an Bajonett spielen, sondern den ersten hübsch abstreifen.“

Die Löhnung der Bergarbeiter in alter und neuer Zeit. Der Schicht- und Arbeitslohn des deutlichen Bergmannes hat sich im Laufe der Zeit außerordentlich verändert. Früher wurde die Bezahlung in Getreide, Getreide, Kleidungsstücken gegeben. Im 10. Jahrhundert war der Tageslohn 2 Pfennige, wobei berücksichtigt werden muß, daß man sieben Pfennige ein Maß Weizen, das 60 Maß wog, kaufen konnte. 1528 betrug der Lohn der 12stündigen Schicht drei Groschen. Dazu wurden geschrieben: Mit diesen Löhnen mußten die Bergarbeiter und ihre Familien unterhalten, und doch immer noch etwas übrig für die Trinkstücke und andere Vergnügungen. Mathesius spricht sich wenig über die Lohnbestimmung früher anerkennend aus; sie muß also damals ausreichend gewesen sein. Heute kann man sich kaum einen Vergleich machen, wie selten und wertvoll damals das Geld war. 1781 hatte in Sachsen ein Obergewerliche einen Wochenlohn von 3 Talern, die Arbeiter wie in den 18ten Jahren mit 1 bis 2 Talern begnügen. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts an verdiente der Bergmann immer mehr. Bei den Ausständen spielten sich heute allgemein dieselben Vorgänge nur im Umfange des Unterschiedes ab, daß heute nicht mehr die Mannen und erfahrenen Häuer, sondern die jungen Arbeiter führen.